

Ex 3,13-15:

(13) Da sagte Mose zu Gott: Gut, ich werde also zu den Israeliten kommen und ihnen sagen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt. Da werden sie mich fragen: Wie heißt er? Was ich ihnen darauf sagen?

(14) Da antwortete Gott dem Mose: »**Ich bin der, der ich sein werde.**« Und er fuhr fort: So sollst du zu den Israeliten sagen: Der »**Ich-bin-der-ich-sein-werde**« hat mich zu euch gesandt.

(15) Weiter sprach Gott zu Mose: So sag zu den Israeliten: **Adonaj**, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaacs und der Gott Jakobs, hat mich zu euch gesandt. Das ist mein Name für immer, und so wird man mich nennen in allen Generationen.

Predigt zum Thema »**Gott ohne Namen**« (Beginn der Reihe „Die Namen Gottes“)

Liebe Ruprechtsgemeinde,

In der ersten Lesung haben wir die bekannte Stelle am Beginn der alttestamentlichen Exodus-Erzählung gehört, an der Gott aus dem Dornbusch heraus dem Mose seinen Namen offenbart. „Wer hat mich geschickt?“ fragt Mose, „Was soll ich meinen Leuten sagen? Gott, wie ist Dein Name?“ – Vielleicht sind Ihnen die ungewöhnlichen Formulierungen für den Gottesnamen aufgefallen, die wir für diese Lesung gewählt haben. Wir haben als Grundlage zunächst die altbekannte deutschsprachige Einheitsübersetzung herangezogen, dann aber beim Namen Gottes eine eigene Übersetzung formuliert, die näher beim überlieferten Hebräischen Text liegt. Ich werde darauf gleich zurückkommen.

„Gott, wie ist Dein Name?“ fragt Mose. – Was will er da aber genau wissen? Was ist eigentlich ein Name? – Auffällig ist jedenfalls, dass niemand von vornherein einen Namen *hat*. Unsere Namen werden uns *gegeben*. Wir werden bei einem Namen gerufen und mit diesem Namen dann identifiziert. Manchmal erhalten wir sogar einen Spitznamen ob es uns passt oder nicht. Namen haben stets eine Bedeutung, sie sind oder werden mit Bedeutung aufgeladen – und diese Aufladung geht auf uns über, wir werden mit eben diesem und nicht einem anderen Namen identifiziert. Menschen, aber auch Tiere oder Dinge tragen ihren Namen wie einen Titel, der sie näher bestimmt und einordnet. Manchmal können wir uns auch im privaten oder öffentlichen Umfeld „einen Namen machen“ und werden danach anders angesehen. Wir können also an unserem Namen arbeiten. – Doch stets legt der Name auch fest, er „identifiziert“ und verrät uns, er nennt ein Geschlecht, unsere Zugehörigkeit zu einer Kultur, einer Epoche, einem gesellschaftlichen Kontext. Wer unseren Namen kennt für den oder die eröffnet sich ein Horizont, der jedoch sofort beginnt uns einzuschränken. Bin ich nicht mehr ...? – „Ich sage Dir meinen Namen nicht,“ formulieren daher kleine Kinder manchmal, weil sie das Gefühl haben, mit dem Nennen des Namens einem anderen ausgeliefert zu sein. Wer meinen Namen kennt, der hat mich auch irgendwie in der Hand.

Falls Sie einmal genötigt sein sollten, sich vor der Polizei oder einer anderen Form des Zugriffs zu verstecken, so wird dies wenig Erfolg haben, wenn man einmal Ihren Namen weiß. ...

„Gott, wie ist Dein Name,“ fragt Mose. –

Wir machen aber auch die Erfahrung der Namenlosigkeit, des Fehlens eines Namens. Auffällig, dass die Beispiele dafür zumeist mit dem Tod bzw. mit dem Anfang und Ende des Lebens zu tun haben. Am Wiener Zentralfriedhof gibt es eine Abteilung, in der jene Kinder begraben werden, die rund um die Geburt verstorben sind. Einige dieser Kinder haben noch keinen Namen erhalten, sie wurden noch nicht mit einem Namen gerufen. Auf kleinen Schildern steht dann z. B. „Mädchen Meier“ oder „Knabe Müller“.

Auf einem anderen Friedhof in Wien, am Alberner Hafen, gibt es dagegen den sogenannten „Friedhof der Namenlosen“. Dort sind Menschen begraben, die in der Donau ertrunken sind und deren Körper durch die Strömung in den Hafen gespült wurden. Auch hier kennt man oft keine Namen, sie sind namenlos – sie haben „keinen Namen mehr“.

Ein drittes Auftauchen der Namenlosigkeit in unserem Alltag finden wir dort, wo z. B. bei einer Ankündigung noch nicht feststeht, wer genau angekündigt wird: „N. N.“ steht dann da, „(noch) nicht nominiert“, „(noch) nicht genannt“. – Doch in diesem Fall besteht die Hoffnung, dass die Leerstelle des fehlenden Namens später aufgefüllt wird. –

„Gott, wie ist Dein Name,“ hat Mose gefragt. –

Wenn ein Name etwas oder jemanden identifiziert, wenn er den oder die Genannte näher bestimmt und dadurch besser fassen lässt, – wenn mit dem Namen ein Kontext eröffnet wird und eine nähere Einordnung möglich wird, – dann könnte es interessant sein, wie jener Gott der Dornbusch-Szene und des biblischen Exodus, der schließlich der eine und selbe Gott der monotheistischen Traditionen von Judentum, Christentum und Islam geworden sein wird, genau heißt.

Allerdings sollten wir auch vorsichtig sein: Wenn Gott einen Namen hat, der so funktioniert wie unsere Namen, dann besteht zugleich die Gefahr, dass er dadurch eingeschränkt, festgelegt, vordefiniert und gewissermaßen „handhabbar“ wird – so wie all jene Gottheiten von denen die prophetische Überlieferung betont, dass sie zumeist „Götzen“ sind, Namen für Projektionen und Gewohnheiten, die der jeweiligen Kultur und Politik gut „entsprechen“. Kann der monotheistische Gott einen Namen haben, der einfach zu uns passt? –

„Ich sage Dir meinen Namen nicht,“ formulieren manchmal kleine Kinder, wenn sie fürchten, dass jemand dadurch Macht über sie bekommt.

„Gott, wie ist Dein Name,“ hat Mose gefragt ... und die Antwort Gottes in der biblischen Erzählung – des Gottes der Juden, der Christen und der Muslime – fällt subtil aus: „Ich bin der, der ich sein werde“. Im Hebräischen wird dieser Name mit einer doppelten Zeitform erläutert: sowohl einem Präsens als auch einem Futur. Es heißt nicht „Ich bin der ich bin“ oder „Ich bin ich“ im Sinne des beliebten Kinderbuches von Mira Lobe, mit dem Kinder im Kindergartenalter an die Vielfalt ihrer Eigenständigkeit herangeführt werden. Es ist auch kein Macho-haftes: „I bin I, basta!“, sondern: „Ich bin, der ich sein werde. – Ihr werdet merken, wer ich bin; ich werde da sein, werde bei euch sein; aber der, der ich sein werde, bin ich *nicht erst dann*, sondern *jetzt schon*. Ich bin hier, bei euch und werde bei euch sein. Was das heißt, werdet ihr erleben, werden wir gemeinsam erleben ...“

Das ist kein Name, der irgendetwas „identifiziert“. Mit diesem Namen weiß ich nichts – außer, dass dadurch eine Beziehung begründet wird. Dieser Name legt nichts fest, sondern stellt ein Versprechen dar: Ich werde *da* sein. Ich werde nicht einfach „ich“ sein, sondern ich bin „mit euch“ / „für euch“ – jetzt schon, und auch in Zukunft.

So seltsam es klingen mag: Der Gott der monotheistischen Traditionen hat keinen Namen. Nicht weil er *noch keinen Namen* erhalten hat, und auch nicht weil er *keinen Namen mehr* hat wie diejenigen, die nicht mehr zu uns sprechen können, aber auch nicht weil er *schlichtweg unbekannt* ist. – Gott hat keinen uns gewohnten Namen, weil sein Name anders funktioniert als unsere Namen. Diese Leerstelle, diese subtile Namenlosigkeit Gottes ist etwas, das unsere herrschende Ordnung unterbricht und aufbricht. Hier wird nicht etwas Bestehendes identifiziert, sondern ein neuer Horizont

eröffnet für eine noch unbekanntere Zukunft ... Sie beginnt aber nicht erst irgendwann, sondern schon *hier-und-jetzt*. Dieser offene Name gibt Hoffnung auf Veränderung und stellt eine Beziehung zu dem Kommenden her.

Im Alten Testament wird diese Beziehung mit zahlreichen Bildern umschrieben. Gott kann als „Stier Jakobs“ bezeichnet werden, als Vater oder Mutter, als Geliebte oder Braut, als starke Bärin oder im Bild der fürsorgenden Glucke. Männliche und weibliche Namen und Bilder finden sich gleichwertig nebeneinander. Keines identifiziert Gott endgültig, und doch sprechen »ihn« alle an und sagen etwas über »sie« aus.

Im Neuen Testament finden sich dieselben Gesten eines »Gottes ohne Namen«. Wir müssen sie nur wieder *lesen* lernen. Wenn Paulus von »Christus Jesus« spricht (und nicht von „Jesus Christus“), dann stellt er dem Namen des Jesus von Nazareth einen Titel voran: griech. „christos“ heißt hebr. „maschiach / Messias“. Wenn Christinnen und Christen diesen Jesus also als »Christus« bezeichnen, dann gehen sie das Wagnis ein zu sagen, dass der, auf den wir aus der Zukunft gewartet haben, der Messias, *schon* erfahrbar wurde. Der als *künftig-Erwartete* ist *schon da*. Zukunft-schon-jetzt. *Future Now*. Das ist derselbe Gestus der Verknüpfung von Zukunft und Gegenwart den auch die Exodus-Erzählung benennt.

Und wenn Christinnen und Christen diesen Jesus von Nazareth auch noch als »Kyrios« bezeichnen (griech. kyrios heißt „Herr“), so lautet das hebräische Wort dafür: »adonaj«. Und »adonaj« ist jenes Wort, das Juden laut aussprechen, wenn sie im Hebräischen Text die Buchstaben J-H-W-H lesen, das sog. Tetragramm, also jener Name Gottes, dessen Erläuterung wir heute in der 1. Lesung gehört haben. J-H-W-H, das bedeutet soviel wie „Ich bin der ich sein werde“. Juden formulieren beim Lautlesen einen anderen Namen als im Text steht, damit nicht doch noch der Eindruck entsteht, Gott wäre durch einen Namen identifizierbar. Weil also im Hebräischen Text der heutigen Lesung diese Buchstaben gestanden sind – JHWH – deshalb hat die Lektorin an dieser Stelle den Namen „Adonaj“ ausgesprochen, was auf Griechisch »Kyrios« heißt ...

Gott ohne Namen. – Der Gott der monotheistischen Religionen hat keinen Namen, der etwas oder jemanden identifiziert, sondern: Mit diesem »Nicht-Namen« Gottes benennen wir vielmehr eine Beziehung, ein Versprechen, eine Zukunft, die – obwohl sie in ihrer Fülle *noch nicht da* ist – sehr wohl *schon* eine Rolle spielt und die Gegenwart prägt. Die Zukunft eröffnet eine neue Gegenwart. Das ist die monotheistische Botschaft. – Diese Zeitform des Futur II (»Ich bin der, als der ich mich erwiesen haben werde«) prägt in eben diesem Sinn auch die Offenbarung Gottes im Koran. ... Doch das ist eine andere Geschichte – die zu hören sich gelohnt haben wird.

Wien, St. Ruprecht, 5. Februar 2022
Dr. Peter Zeillinger

peter.zeillinger@univie.ac.at